

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Mittwoch, 2. Januar 1929.

1929.

(19. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Am folgenden Tage fand die Gerichtsverhandlung gegen Droege statt. Herbert, der als Hauptzeuge geladen war, traf bekannte Gesichter wieder. Der Geschäftsführer jenes Lokals, in dem Droege entlarvt worden war, ging vor dem Verhandlungszimmer nervös auf und ab, dann die beiden Sipos, mit denen Droege den Weg zur Wache hatte antreten müssen, der Wachhabende selbst: alle waren zur Stelle. In den Gängen des weitläufigen Gebäudes ein ewiges Kommen und Gehen, Türen wurden geöffnet, Zeugen aufgerufen; das Ganze ein brodelnder Kessel, unheimlich für solche, die hier für gewöhnlich nichts zu suchen hatten, unheimlich auch für Herbert Godebrecht, der als Student mit Vorliebe Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte, jetzt aber von einem Furchtgefühl beherrscht wurde, und, wie er in der nächsten Stunde erleben mußte, nicht ohne Grund.

Denn Droege, der anfangs dreist behauptete, er habe den Pelz schon vor längerer Zeit gekauft, mußte sich allmählich zu dem Geständnis bequemen, daß dieser Kauf erst wenige Tage vor seiner Festsetzung erfolgt sei.

„Von wem haben Sie den Gehpelz gekauft?“ fragte der Vorsitzende.

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Was haben Sie dafür bezahlt?“

„Dreihundert Mark.“

„Sie wissen doch, daß der Pelz das Drei- und Bierfache wert ist; Sie mußten sich also sagen, daß er nur auf unredliche Art erworben sein konnte.“

„Warum, Herr Vorsitzender? . . . Sie haben wohl noch nie getragene Kleidungsstücke verkauft; aber ich. Mir ist es zu Zeiten schon verdammt schlecht gegangen. Gehen Sie mal hin und verkaufen Sie ein Garderobestück oder eine Uhr oder sonst was: ausgelacht würden Sie, wenn Sie auch nur ein Viertel des Anschaffungswertes verlangen wollten.“

Der Vorsitzende hatte den Angeklagten ausreden lassen, nun aber rügte er energisch die ungebührliche Sprache.

„Sie stehen hier nicht zum ersten Male wegen ähnlicher Vorkommnisse“, setzte er hinzu, „ich habe deshalb allen Grund, Ihrer Behauptung zu mißtrauen. Der „große Unbekannte“, auf den Sie sich berufen, läßt uns ganz kalt. Entweder Sie geben ihn preis und liefern uns den Beweis, daß Ihnen die Herkunft des Pelzes unbekannt war, oder Sie sehen Ihrer Verurteilung entgegen, das sage ich Ihnen gleich.“

„Oho, das wollen wir doch mal sehen.“

„Schweigen Sie. — Von wem haben Sie die übrigen Wertgegenstände, die bei der Hausdurchsuchung gefunden worden sind, erstanden? . . . Auch von dem Unbekannten?“

„Jawoll.“

Hier lächelten die im Zimmer Befindlichen ein wenig, nur Herbert Godebrecht nicht; diesem war, als würde ihm eine Schnur um den Hals gelegt. Und da erfolgte auch schon der erste Ruck.

„Sie haben am 24. Dezember siebenundhalb Uhr auf der Wache 14 den Verlust des Pelzes gemeldet, Herr Godebrecht“, kam es von dem Tisch her, „und dabei an-

gegeben, daß ein Mann von etwa vierzig Jahren, mittelgroß, mit starkem, dunklem Kopf- und Barthaar und stechenden Augen, der kurze Zeit mit Ihnen in dem gleichen Lokal gewohnt, als Dieb in Betracht komme; haben Sie inzwischen etwas Näheres über ihn in Erfahrung gebracht? . . . Oder haben Sie einen Verdacht?“

Herbert fühlte ein Brausen in den Ohren.

„Einen Verdacht? . . .“ antwortete er leise und so langsam, als müsse er sich erst besinnen, „ich hatte einen, habe ihn aber wieder fallen lassen.“ (Hier grinste Droege.)

„Warum?“

„Weil ich mich von der Haltlosigkeit überzeugt habe.“

Der Vorsitzende überlegte, ohne seinen Blick von Herbert abzuwenden.

„Sie haben sich an jenem Abend mit einer jungen Dame unterhalten“, sagte er dann, „kannten Sie sie vorher?“

„Nein.“

„Haben Sie sie späterhin wiedergesehen?“

„Ja.“

„Steht sie nach Ihrer Meinung mit dem Pelzdiebstahl in Zusammenhang? Es ist wichtig, dies zu erfahren, da wir von der jungen Dame vielleicht den Weg zum Dieb finden; Sie hören, der Angeklagte bestreitet, den Gegenstand auf unrechtmäßige Art erworben zu haben.“

Herbert fühlte ein blitzartiges Anziehen seiner geistigen Kräfte. Wie die wilde Jagd brausten die Gedanken an ihm vorüber. Gab er Sperber preis — und dazu spürte er eine geradezu brennende Lust —, dann befreite er auch Thea von diesem Subjekt, lieferte Thea aber auch mit aus. Denn nicht nur, daß Sperber den Diebstahl leugnen würde — niemand hatte ihn dabei beobachtet —, er würde höchstwahrscheinlich auf die Uhr anspielen und Thea in Gefahr bringen. Und noch ein anderes drängte sich in den Vordergrund und behauptete sich dort mit eiserner Gewalt, triumphierte über alle anderen Erwägungen: Ein Wesen, das — der fieberhaft Nachsinnende war nach wie vor davon überzeugt — um seine Rechte betrogen worden und einem glücklosen Dasein überliefert worden war — sollte die jetzt vielleicht durch eine gerichtliche Strafe, die sie nicht verdient hatte, für immer den Kreisen entfremdet werden, denen sie durch Geburt und Adel der Gesinnung verbunden blieb? . . .

„Nein, sie steht in keiner Beziehung zu diesem Diebstahl“, sagte er mit blassem Gesicht.

„Wer's glaubt“, höhnte Droege, der offenbar gehofft hatte, von dieser Seite an Sperber heranzukommen, den er selbst nicht angeben mochte, wollte er sich unter seinesgleichen nicht für immer unmöglich machen. Droege wußte, daß Thea an dieser Diebstahls-geschichte beteiligt war, Sperber hatte ihm selbst Andeutungen gemacht; „seine Braut sei nun auch endlich so weit“, hatte er geäußert und dabei schnaufend gelacht. „Ich beantrage die Vereidigung des Zeugen“, rief er entrüstet.

„Schweigen Sie! . . . Der Zeuge hat eigentlich nur sein Eigentumsrecht an dem Pelz geltend zu machen, und dies Recht werden Sie ihm ja wohl nicht abprechen wollen.“

Herbert erwartete in Todesnot das Weitere. Seine Ausagen unter Eid wiederholen? . . . Nein, das würde er nicht, aber dies Letzte würde ihm ja wohl erspart bleiben. Denn er wollte ja nichts für sich, dachte er, er wollte ja nur sein Eigentum wiederhaben; ach, hätte er doch nie diese unselige Meldung gemacht! . . . Und Drooge? . . . Er hatte den Pelz gekauft, Thea hatte ihn, Herbert, selbst auf Drooges Fährte gebracht, und wenn er eine Strafe bekam, so traf sie keinen Unschuldigen.

Der Richter hatte in den Akten geblättert und dabei hin und wieder einen Blick auf Herbert geworfen. „Von einer Vererdigung des Zeugen können wir absehen“, entschied er endlich. Herbert atmete tief auf. Er vernahm dann nur noch, daß Drooge, der laut protestierte, wegen gewerbsmäßiger Hehlerei zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt wurde; wegen des gleichen Vergehens hatte er schon drei andere Strafen hinter sich, die bei ihm gefundenen Wertgegenstände wurden eingezogen; den Gehpelz konnte Herbert Godebrecht gleich mitnehmen.

Er nahm ein Auto und fuhr nach Hause. Das heute Erlebte nagte furchtbar an ihm.

Was wird nun? dachte er. Damit ist die Sache doch noch nicht zu Ende! . . . Wohin trieb das letzte Schiff? . . . In einen Hafen, wo alles wieder gutgemacht werden konnte? Oder auf eine Klippe, wo es zerischen mußte? . . . In stummer Verzweiflung verbrachte er den Rest des Tages in seinen vier Wänden.

13.

Am folgenden Tage erschien in der Pension, in der Thea wohnte, Roberts.

„Ich wollte dich holen“, sagte er, als er Thea auf ihr Zimmer gefolgt war, mit einem Blinzeln seiner verschleierte Augen.

Sie sah ihn groß und fragend an. „Hat die Gerichtsverhandlung stattgefunden, Vater?“ Der Alte nickte. „Und Herr Godebrecht . . . ist er . . .?“ Sie hielt inne.

„Was meinst du, Thea?“

Sie antwortete nicht, sondern stand in Gedanken versunken da.

„Ja, ich werde meine Sachen packen“, sagte sie endlich.

Die Pensionsinhaberin konnte sich den Zusammenhang zwischen dem bescheidenen, hübschen Fräulein und dem schmierigen Alten, der schon zweimal hier gewesen war, absolut nicht deuten. Aber die Hauptsache war schließlich, daß der Pensionspreis von der fremden Dame im voraus entrichtet worden war . . .

Thea sah mit glänzenden Augen um sich, als sie an der Seite des Vaters in die Gildengasse einbog. Alles war ihr vertraut, und fast jeden, dem sie begegnete, kannte sie.

„Na, zurück von der Reise, Thea?“ rief der dicke Fischhändler mit dem großen Schnauzbart, der mit seiner vollbeladenen Karre vom Markt kam. „War wohl fein! . . .“ (Roberts hatte Theas Verschwinden aus der Gildengasse mit einem Besuch bei einer franken Verwandten erklärt.) Noch andere riefen der Zurückgekehrten ein freundliches Wort zu; ach nein, in der Gildengasse, „und was daran bammelte“, wohnten beileibe nicht nur „Emils“, sondern (siehe Schumann und Frau Hartlieb, deren Mann bei der Gasanstalt beschäftigt war, oder, wie sie und andere kurzweg sagten, „bei die Gas“) auch höchst respektable Menschen, sogar in der Mehrzahl. Für ihre kümmerlichen Wohnungen konnten sie nichts.

Aber wie entsetzte sich das junge Mädchen, als sie das väterliche Haus betrat. Der Dunst, der ihr entgegen schlug, benahm ihr sekundenlang den Atem; beim Betreten der Küche prallte sie zurück. Roberts hatte

aus Angst vor Dieben in diesen Wochen nicht ein einziges Mal gelüftet; er hatte auch keine weibliche Hand in diesen Räumen wirtschaften lassen, und so starrte die Küche von Schmutz, und nicht nur diese, sondern die ganze Wohnung. Das Bett (oder wie man das Lager neben dem Gelbschrank nun nennen wollte) befand sich in einer unsagbaren Verfassung.

Der schreiende Kontrast zwischen dieser Höhle und dem vor knapp einer Stunde verlassenen säubereren Pensionszimmer war zuviel für das junge Mädchen: sie setzte sich und brach in ein trampfhaftes Weinen aus.

Roberts betrachtete sie unruhig. „Was hast du, Thea?“

Sie machte eine entmutigende Handbewegung. Es war auch nicht ratsam, dem Vater Borwürfe zu machen, denn seine sonderbare Sanftmut konnte sich ins Gegenteil umschlagen. Sie ging also in ihre Schlafkammer, betrachtete die Einrichtungsgegenstände eine Zeitlang prüfend, abwägend, und riß dann das nach dem düsteren Hof gehende Fenster auf; als sie wieder herauskam, hatte sich das einfach aber hübsch gekleidete Fräulein in eine zu allem bereite Küchenfee verwandelt. Und nun ging es ans Reinemachen; es war, als könne das unnütze Grübeln nur in einem Meer von Seifenwasser extränkt werden; Roberts schlürfte anfangs schweigend, dann laut scheltend und zuletzt voll Mut über die nassen Dielen. Verschwendung, die reinste Verschwendung! (Fortf. folgt.)

Etwas Gewalten.

Eine Beethoven-Erzählung von Albert Leitich (Wien).

Freund Schindler fand den tauben Meister in der großen Stube am offenen Fenster sitzen. Auf dem breiten, massiven Tisch lagen geheftete Partituren und Notenblätter. Im Fensterausschnitt war sein Gesicht wie gerahmt. Er schien den Eintretenden nicht zu sehen, und saß, vornübergebeugt, mit schweren Schultern.

Schnell trat Schindler dicht zu ihm hin. Langsam, schwerfällig, wie zerischlagen, richtete sich Beethoven auf.

Da nahm der Freund die kraftvolle Hand des Alten und spürte, wie es darin auktete. „Sie nehmen es zu schwer, verehrter Freund. Das sind die Leute nicht wert. Die Wiener wollen nur Musikanten, die den Gräfinnen zum Tanz aufspielen, sie haben kein Verlangen nach dem Singen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.“

Der Alte lachte wild auf.

„Ja, mein Sohn, wär' ich jünger, dann ging ich zu Rossini in die Schule, der weiß, was Melodie ist.“

Beethoven war wieder in sein unheimliches Brüten zurückgesunken. Das Zwielicht wuschte die letzten Farben aus seinem Antlitz. Wie eine Totenmaske starrte es im bleichenden Schein.

Still betrachtete Schindler den Alten. Tief gruben sich die Furchen in seinem Gesicht. Ein Sonnenkleid lag auf seinem eisernen Haar. Schweres Leben lastete auf seinen gekrümmten Schultern.

Da schlug Beethoven die Augen auf. All das, was er am letzten Abend erlebt hatte, worüber er gebadert, stand klar vor ihm.

„Es ist eine Schande, daß ich dem Gefindel meine neunte Sinfonie hingeworfen habe. Diesen Däsen, diesen Ekeln! Die Logenabonnenten haben für ihre Pläke keinen Heller gezahlt, der Hof nicht einen Groschen geschickt. Ja, mein Lieber, ich bin aus der Mode gekommen, sie haben mich erledigt.“

Er reckte den müden Rücken. Finster schoben sich die Brauen zusammen.

Schindler fand weiter kein Wort, um ihn aufzurichten, es war ihm klar geworden, daß der Vergötterte da vor ihm einen unheilbaren Schaden davongetragen hatte.

Wieder lachte Beethoven wild auf. „Was der Herrgott mir gegeben hat, das werd' ich vor dieser Brut zu schätzen wissen. Ich brauche ja ihren Glauben gar nicht. Es ist genug, daß ich an mein Werk glaube. Ich höre die gefesselten Elemente in den schlaflosen Nächten, und ich muß sie erlösen. Bloß mit der Natur mehr ringe ich, um ihr anzugehören, bis daß sie mich segnet. Ich sehe mein Werk in der Nacht alänsen und seinen Lichtschein auf alle Schmerzen der Menschen werfen. Ich muß Schritt für Schritt die eigenen Spuren suchen, darf mich nicht verkeren, sonst ist es um mich geschehen!“

Mit einem schweren Rud trat er auf die Füße. Die Farbe flog ihm ins veraltete Gesicht, und das Lid des rechten

Auges aucte kramphalt unter den eisgrauen Brauen, als er von neuem anhub: „Und nun, mein Sohn, leb wohl, ich muß an die Arbeit! Auf Wiedersehen!“

Um anzuzeigen, daß das sein letztes Wort war, ging er in die Nebenstube, den faltigen, braunen Schöfelrock abstreifend. Der Luftzug vom offenen Fenster blies die weißen Haarsträhne über den kantigen Schädel.

Als er, mit einer alten Hausjoppe bekleidet, ins erste Zimmer zurückkam, war Schindler längst awangen.

Beethoven trat ans Fenster. Der Lichtschein der Straßenlaternen lag auf dem feuchten Pflaster. Ein paar Schatten kaukelten auf dem gelben Grund, Totenstille ringsum, am Himmel trieb Schleiergewölk zwischen silbernen Sternen. Er ging an den Tisch und sah Partituren hervor.

Blöcklich hielt er inne; er war mit seinen Gedanken wieder bei dem gestrigen Abend. Wie man ihm den Kassenvortrag des Konzertes überbracht hatte, bei dessen Anblick er zusammengebrochen war. Die Freunde hatten ihn aufgerafft und in seinem grünen Frack auf das Sofa gebettet, wo sie bis zum Morgen an seiner Seite Wache hielten. — Ja, es war schon so, die Menschen verstanden ihn nicht mehr. Nun konnte er langsam verhungern. Schätze hatte er ja nie gesammelt.

Die Lampe leckte aus dem Glas. Das Öl ging aus und Beethoven schreckte in die Höhe. Graue Nacht stand im Zimmer, der Lichtschein auf der Gasse war erloschen, drei Stunden verfloßen. Die Riesenschatten seiner Werke kamen ins Zimmer und sochten mit ihm. Es war ein wilder Kampf. Der Schritt des einsamen Mannes erschütterte bis ins Morgengrauen die Dielen. Ja, er war auf dem rechten Wea. Weiter wollte er die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes bewegen, um die Menschen unwiderstehlich fort in das wundervolle Geistesreich des Unendlichen zu reißen. Eine gewaltige Erhebung ließ ihn erschauern und wachsen, schmiedete ihn hart und machte ihn froh; als ein Sieger grüßte er den Morgen, der über den schwarzen Dächern erschien und seine rosaen Ruchelfarben an den östlichen Himmel malte.

Jetzt hieß es, rasch diesem Stribenten, dem Hummel, seine Meinung sagen, weil der seine neunte Sinfonie „konfusales Zeus“ geschimpft hatte. Es mußte sein, um diesen Druck von der Leber zu kriegen. Schnell setzte er sich an den Tisch und warf mit fahrigem Buchstaben ein paar Zeilen aufs Papier. „Komme Er nicht mehr zu mir! Er ist ein falscher Hund, und falsche Hunde hole der Schinder. Beethoven.“

Als er das Papier beiseite legte, löste sich die Starre in seinem Antlitz; er erhob sich langsam vom Tisch, sah umher, vertauschte die Hausjoppe mit dem kaffeebraunen Ausgehrock und ging wie ein Traumwandelnder die Treppe hinab. Dann stand er mit seinem schlohweißen Haar in der morgenhellen Straße und hörte die ersten Gloden den Morgen einläuten. — — —

Der Herbst verging und der Winter härtete den Boden. Immer gebrechlicher wurde Beethoven. Tagelang zehrte die Rot an ihm, zernaagte ihm den Leib, und da tappte er denn eines Morgens zu seinem Arbeitstisch und schob die Fäuste in die Augenhöhlen, um nicht zu heulen wie ein Kind. Dann begann er langsam zu schreiben: „Leider liege ich schon seit 3. Dezember an der Wasserflucht darnieder! Sie können sich denken, in welche Lage mich dieses bringt. Wenige Stunden nur mehr hab ich, in denen ich mich an die Arbeit setzen kann. Ich lebe gewöhnlich nur von dem Ertrage meiner Geisteswerke, habe alles für mich, für meinen Karl davon zu schaffen. Leider! Seit zweieinhalb Monaten konnt' ich kaum eine Note schreiben. Mein Gehalt beträgt so viel, daß ich davon den Wohnungssins bestreiten kann, dann bleiben noch einige hundert Gulden übrig. Bedenk' Sie, daß sich das Ende meiner Krankheit noch gar nicht bestimmen läßt, und es endlich nicht möglich sein wird, gleich mit vollen Segeln auf dem Pegasus durch die Lüfte zu segeln. Arzt, Chirurgus, Apotheke, alles wird bezahlt werden müssen. — Ich erinnere mich recht wohl, daß die Philharmonische Gesellschaft vor mehreren Jahren ein Konzert zu meinem Besten geben wollte. Es wäre für mich ein Glück, wenn sie jetzt diesen Vorsatz von neuem fassen wollte, ich würde vielleicht aus aller mir bevorstehenden Verlegenheit doch gerettet werden können. Ich schreibe deswegen an Sir G. Smart, und können Sie, werter Freund, etwas zu diesem Zwecke beitragen, so bitte ich Sie, sich mit ihm zu vereinigen. So glaube ich, daß sich in dieser Sache doch etwas für mich wird tun lassen.“

Er warf den Gänsekiel zur Seite und stand mühsam auf, um zum Bett zu schlürfen. Da wurde ihm plöcklich dunkel vor den Augen und in schwerem Fall stürzte er langgestreckt zu Boden.

Als die Freunde kamen, die täglich nach seinem Befinden sahen, da packte sie beim Anblick des gesägten Nieren lähmendes Entsetzen, dann tasteten, zogen, zerrten sie und

sanden den Leib zu schwer, zu wuchtig, um ihn antrichten zu können.

„Nicht!“ rief Schindler, aber das Licht wollte nicht brennen, die Flamme nicht leuchten, das Köcheln nicht schweigen, das aus dem geöffneten Munde des alten Mannes drang. Schwarzes Blut rollte klumpig von der Schläfe. Er war gegen die Bettkante gefallen in ihrem Sturz und hatte, eine Stütze suchend, die schweren Partituren herabgerissen.

Einer der Besucher rannte zum Arzt, Schindler schob dem Berunglückten Kissen unter Kopf und Nacken, öffnete ihm das Hemd und wusch ihm die Stirn das Gesicht und die Arterienstellen mit Wasser und Pflege und Wartung geschehen waren, da machte sich der Doktor an die Untersuchung und stellte fest, daß das Wasser langsam an das Herz herankam. Schindler bettete und labte den Kranken, der mit geschlossenen Augen schwer leuchend in den Kissen lag.

Um ein Uhr kündete sich eine Besserung an, der Atem verlor den raselnden Klang.

„Er schläft!“ küßerte Schindler. Leise standen die Freunde auf und gingen in die Stube hinüber. — — —

In das Krankenbett drängte sich Verehrung, mäsensatische Freundschaft. Alle mühten sich, in dem weichen Antlitz den klüchtigen Leuz eines Lächelns erblicken zu lassen. Aus London schickte die Philharmonische Gesellschaft hundert Pfund Sterling, aus Mainz der Verleger Schott altedlen Rheinwein. Zu spät.

Der Arzt hielt es für seine Pflicht, Schindler auf das Ende vorzubereiten, damit den Pflichten der Religion Genüge geschehen könnte. Mit der zartesten Schonung schrieb dieser die mahnenden Zeilen auf ein Blatt Papier.

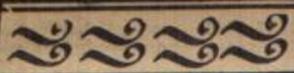
Beethoven las das Geschriebene mit einer beispiellosen Fassung langsam und sinnend, sein Gesicht gleich dem eines Verkürten. Er reichte dem Freunde herzlich und ernst die Hand und stammelte: „Lassen Sie den Herrn Pfarrer ruhen.“

Nach einigen Stunden verlor er die Befinnung und fing neuerdings zu röcheln an. Röchelnd lag er zwei Tage lang. Natur brach ihren Brauch. In die vom Sturm zerzausten Hagelstrahlen, in das dicke Schneegestöber rß der Blitz gelbe Faden. Schreck droffelte den Wind, und die Erde sätterte von Donners Gewalt.

Hörte ihn der Taube? Steil, wie ein erwachender Riese, fuhr er auf, starrte aus halb schon gebrochenem Auge auf den Nahkampf wüthen der Elemente, schleuderte den rechten Arm empor, als wollte er noch einmal dem Schicksal in den Nacken greifen, und sank dann langsam in die Kissen zurück.

Welt u. Wissen

* Im alten Kabul, Kabul, die alte Hauptstadt von Afghanistan, steht jetzt im Mittelpunkt der Kämpfe, die Aman Ullah mit den aufständischen Stämmen zu bestehen hat. Die alte Stadt, auf die die starken Befestigungen der benachbarten Höhen herabbliden, ist noch von der Romantik des Orients unwittert, und das Leben verrinnt hier wie vor 1000 Jahren, denn der Kön'g hat sich eine moderne Residenz in dem nahen Dar-ul-Aman erbaut. Ringsum dehnen sich die prächtigen Parks mit ihren breiten Straßen, die von französischen Gartenkünstlern angelegt wurden, doch im Bazarviertel drängt sich das bunte Leben in malerischen Bildern zusammen. „Des Teeshändlers Laden in den dämmrigen Boengängen ist ein Versammlungsort aller Durchreisender“, so schildert der afghanische Schriftsteller Sirdar Iktal Ali Schah das alte Kabul. „Über den grünen Teetassen erzählen sich Bauern von ihren Ernten, besprechen die verschiedenen Preise und lauschen dem Stadtlatsch. Im nächsten Laden hält der Sattler seine prächtigen Säume und Sättel feil, und daneben verkauft einer alte Flinten und bessert sie aus; er hat viel zu tun, denn ein Gewehr muß jeder Afghane haben, Esel, Kamele und Ponys traben durch das Gedränge. Hier und da sucht eine dicht verhäulte Frau den Weg zu dem Geschäft ihrer Schneiderin. Draußen im Freien am Ufer des Flusses hat sich eine große Menschenmenge um einen heiligen Mann versammelt, der den ganzen Weg von Arabien her zu Fuß zurückgelegt haben soll. Man fragt ihn in allen Dingen um Rat, bittet um ein Heilmittel gegen Zahnschmerzen und will von ihm hören, wie es sonst in der Welt zuecht. Bewegungslos sitzt er da und gibt Auskunft auf die Duhende von Fragen, die ihn umschwirren. Dann bringt der Ruf zum Abendgebet an die Ohren: „Allaho-Albar, Allaho-Albar — Gott ist groß!“ Die Menge hat sich verlaufen, die Läden sind geschlossen, alles ist beim Gebet. Und das ist die Bühne, auf der sich jetzt das Drama in Afghanistan abspielt.“



Die technische Entwicklung im Jahre 1928.

wöhner von der Dr. Meile wird das Geschick der Erde bestimmt. Schon in unseren Tagen spielt der Kohlenstoff aus der Luft geholt Stickstoffdünger eine sehr bedeutsame Rolle für die Ernährung der Bevölkerung des dichtbesiedelten Europa. Und seine Bedeutung wird wachsen in dem Maße, in dem die 1,8 Milliarden Erdbewohner sich vermehren und iener Höchstzahl von 8 Milliarden entgegenwachsen, die nach Ansicht der Wissenschaftler von unserer Erde ernährt werden können. Nur mit einer umfassenden Verwendung künstlicher Dünger, elektrisch beheiztem Ackerboden und elektrischer Beleuchtung derselben während der Nachtzeit wird sich diese schwierige Frage lösen lassen, wenn — nicht inwischen der Chemiker dahin gelangt ist, die Mehrzahl der Nahrungsmittel in seiner Kettorie zu erzeugen. Mit der Gewinnung von Zucker, Alkohol und Speisefetten ist bereits der Anfang auf diesem Wege gemacht worden.

Auf dem Wege der Energiegewinnung und Erschließung neuer Energiearten stehen wir jetzt an der Schwelle eines neuen Zeitalters zu stehen, das man einst vielleicht als das Zeitalter ohne Kohle bezeichnen wird. In Deutschland ist es drei unabhängig voneinander arbeitenden Fachleuten gelungen, das Wasser auf elektrolytischem Wege in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff zu zerlegen, wobei die Versuche ergaben, daß bei der Elektrolyse des Wassers ohne jede Arbeit bis zu 1865 Atmosphären Druck erzeugt werden können. Eintrüben muß man sich damit begnügen, diesen hohen Druck in geeigneter Weise zu vermindern und das bei der Elektrolyse gewonnene Knallgas mit etwa 200 Atmosphären Druck in einer mehrstufigen Turbine wirken zu lassen. Mit etwa 3 Atmosphären Druck läßt man alsdann das Gas in den Zylinder einer Explosionsmaschine eintreten, wo ein elektrischer Funke das Knallgas in Wasserdampf verwandelt, der nach dem Verlassen des Explosionsmotors noch Arbeitsvermögen genug besitzt, um eine Dampfmaschine anzutreiben.

Auf der Pittsburger Kohlenkonferenz, zu der Deutschland etwa 20 Vertreter entsandt hatte, erregte es eine ziemlich Sensation, als der französische Forscher Claude die Mitteilung machte, daß er im Begriff sei, den ersten Großversuch mit der Ausnutzung der Temperaturunterschiede des Meerwassers zu unternehmen. Die interessante Anlage sieht eine 12 000-Kilowatt-Wasserdampfmaschine, die mit Dampf niedriger Spannung zwischen den Grenzen von 25 Grad Celsius (tropische Meeresoberfläche) und 4 Grad Celsius (Tiefseetemperatur) arbeiten soll, vor. Sie soll im Atlantischen Ozean bei Kuba errichtet werden. Sollten die Versuche mit der zuvor angeführten Ausnutzung der Raumenergie des Wassers, wie sie bei der Elektrolyse des Wassers möglich ist, vollen Erfolg haben, dann wären freilich die Versuche Claudes vergeblich, da sie hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit bei weitem nicht mit der Kraft des in seine Bestandteile zerlegten Wassers konkurrieren können. Auberte doch ein optimistischer Physiker auf einer Tagung, die in London veranstaltet wurde, mit seiner Maschine (die ebenfalls das Wasser elektrolytisch zerlegt) die Kraftversorgung einer Großstadt von der Größe Berlins mit etwa 20 Mark täglicher Unkosten durchführen zu können. Wenn dies heute auch noch zu rosig gesehene Zukunftsbilder sind, so scheint andererseits ein neuer Abschnitt unserer Energieversorgung tatsächlich bevorzustehen.

Der Göppinger Ingenieur Hausmeister beschäftigt sich mit dem Bau eines Flugmotors, der mit einem Gemisch von Schweröl und Knallgas angetrieben werden soll. Da Knallgas sehr explosibel ist, so müssen hier noch riesengroße Schwierigkeiten überwunden werden. Auf große Hindernisse stößt ja bekanntlich auch die Verwendung der Rakete im Flugzeug. Bald nach den ersten Versuchen mit dem Raketenwagen war der Start von Raketenflugzeugen in nahe Aussicht gestellt worden. Es dürfte indessen noch geraume Zeit vergehen, bis das bemannte Raketenflugzeug, das mit gleicher Sicherheit das Luftmeer kreuzt wie das Motorflugzeug, verwirklicht sein wird. Das Weltraumflugzeug selbst ist mit den heute zur Verfügung stehenden Treibmitteln überhaupt nicht denkbar. — Die im Herbst in Berlin veranstaltete internationale Luftfahrtausstellung ließ die ohne Beispiel dastehende schnelle Entwicklung dieses jüngsten Ver-

kehrsmittels in um so hellerem Licht erstrahlen, als über den heutigen Vertretern die Originalflugzeuge der ersten erfolgreichen Flugzeugkonstruktoren, es seien nur Namen wie Wright, Grabe, Kumpfer, Euler usw. genannt, aufgehängt waren. Im Dezember waren 25 Jahre verflossen seit jenem Herbst, da den Brüdern Wright der erste Flug mit einem Flugzeug mit 4 Motoren von je 500 PS. stehen. Schon jetzt hinsichtlich der Maschinenstärke einer modernen Schnellflugmotore nicht mehr nach. Neben der Bewährung des neuen deutschen Luftschiffes „Graf Zeppelin“ anlässlich seiner Sturmfahrt nach Amerika hat dieses Luftschiff insofern ein besonderes technisches Interesse, als seine Motoren sowohl durch Benzin als auch durch Blaugas angetrieben werden können.

Auf dem Gebiet der Schifffahrt ist das immer weitere Vordringen des Motors und die Versuche mit der Kohlenstaubfeuerung hervorzuheben. Auch die Einführung der Maier-Schiffsform macht weitere Fortschritte, da die durch diese Form erreichbare Verminderung des Schiffswiderstandes eine Ersparung an Antriebskraft im Gefolge hat. Das im Auftrage der deutschen Marineleitung umgebaute alte Dünenschiff „Zähringen“ zu einem Fernschiff ist anlässlich der erfolgreich verlaufenen Erprobung ausführlich besprochen worden. Die deutsche Handelsflotte wird durch die beiden 46 000-Tonnenschiffe „Europa“ und „Bremen“, die 1928 vom Stapel liefen, eine weitere recht nennenswerte Verstärkung erfahren. In der Binnenschifffahrt machte der Ausbau der Wasserstraßen stetige Fortschritte. Am 1. Juli wurde die riesige Sparschleuse bei Anderten dem Betriebe übergeben.

Im Eisenbahnbau machte die Rationalisierung weitere bemerkenswerte Fortschritte. Die Handarbeit wurde auch beim Eisenbahnbau nach Möglichkeit einzuführen versucht. Bauwagen zum Verlegen vollständiger Gleisrahmen, Gleisformmaschinen, maschinell eingedrehte Schwellenschrauben, Motorwalzen und Eggen bei der Umbettung, Unkrautvertilgung durch Sätemaschinen und Chemikalien und mechanische Reinigung des Gleiskotters sind als die wesentlichsten Kennzeichen dieser Bestrebungen anzuführen. Die Einheits-Großgüterwagen mit 60 Tonnen Ladegewicht finden mehr und mehr Eingang. Neuerdings sind auch Großgüterwagen mit 92 Tonnen Ladegewicht in Dienst gestellt worden. Auf dem Gebiete des Eisenbahnbaus ist die erste elektrisch geschweißte Brücke von 45 Meter Länge erwähnenswert. Die elektrische Lichtbogenschweißung hat sich damit ein neues Anwendungsgebiet erschlossen, nachdem vor einigen Jahren die ersten elektrisch geschweißten Schiffsrümpfe und amerikanischen Turmhäuser die mancherlei Vorzüge dieser netzlosen Verbindung von eisernen Konstruktionsteilen ergaben. Die größte eiserne Brücke der Welt wurde im abgelaufenen Jahre in Amerika begonnen. Sie soll den Hudson mit 1067 Meter Hauptspannweite überbrücken und damit New York mit seiner Nachbarstadt verbinden. Auch im Eisenbahnbrückenbau greifen die Konstrukteure heute zu Abmessungen, die man noch vor einem Jahrzehnt für unmöglich angesehen hätte. Die größte fertige Eisenbetonbrücke überspannt zurzeit die Seine bei St. Pierre du Banvray. Sie hat 132 Meter Spannweite. Sie wird noch überboten durch die im Bau befindliche Bernandbrücke, die 170 Meter Spannweite erhalten soll. In diesem Zusammenhang möge darauf hingewiesen werden, daß auch bei Hallenbauten der überbrückte Raum in letzter Zeit ständig gewachsen ist. So werden gegenwärtig für die Leipziger Großmarkthalle drei riesige Betonskuppelhallen von je 76 Meter Durchmesser errichtet. Das freitragende Kuppelgewölbe wird als Betonschale nach einem besonderen Verfahren ausgebildet. Sie erhält nur 10 Zentimeter Stärke.

Um die auseinanderstrebenden Bemühungen der erfolgreichen Sprechfilmkonstruktoren unter einen Hut zu bringen, wurde im Laufe des Jahres ein deutsches Tonbild-Syndikat gebildet, das das Wertvollste von allen Systemen zu einem Einheits-Apparat vereinen will. Auf diese Weise wird die deutsche Tonfilm-Industrie der vom Auslande her drohenden Gefahr mit Erfolg widerstehen können. Mit der am 21. Nov. erfolgten Aufnahme des Bildübertragungsdienstes im Rahmen der deutschen Rundfunkprogramme ist der Bildempfang für jedermann freigegeben worden. Die Empfangsapparate basieren auf dem Patent Fultons. In dem Bildrundfunk darf man sicherlich den Vorläufer des schon oft angekündigten Fernsehers erblicken. Tr.